

Wir waren noch einmal davongekommen

Autor(en): **Teucher, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **29 (1973)**

Heft 1

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421096>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Wir waren noch einmal davongekommen

Vor bald vierzig Jahren hatte sich in der deutschen Schweiz eine Bewegung zu bilden begonnen, die sich zum Ziele setzte, eine schweizerische Volksschrift, also eine geschriebene Nationalsprache, zu schaffen, eine „šwizer folchsšrift“, wie sie geschrieben wurde, wobei man das bisher unbekannte Zeichen eines umgekehrten Zirkumflexes oder einer abwärts gerichteten Pfeilspitze, das man im Tschechischen „haček“ nennt, für das als *sch* ausgesprochene *s* in unsere Druckereien hätte einführen müssen.

Diese Bewegung ist aus der damaligen Zeit und aus der Beziehung zu dem Dritten Reich zu erklären, das tausend Jahre hätte dauern sollen. Österreich und die Tschechoslowakei, zwei Kleinstaaten wie wir, waren bereits von dem Reiche Hitlers verschluckt worden. Der nächste sollten wahrscheinlich wir sein, wenn auch mit einer Art Galgenhumor der Witz kolportiert wurde, Göring sei in der Schweiz gewesen, besonders im Kanton Bern, und habe, zurückgekehrt, zu Hitler gesagt, dieses Land wollten die Deutschen nicht: denn dort spreche man ja chinesisches. Auf die erstaunte Frage Hitlers habe Göring berichtet, er habe im Kanton Bern eine Frau sprechen hören: „Mi Ching wei Hung.“ Doch das war, wie gesagt, Galgenhumor; in Wirklichkeit hatten wir Angst und suchten ein Abwehrmittel, das stärker wäre als Gewehre: eine nationale Sprache, wie sie Holland vor fast fünfhundert Jahren aus dem Westgermanischen gebildet hatte. Das sollte unsere nationale Konsistenz verstärken und uns davor bewahren, die gleiche Sprache wie Hitler zu sprechen und vor allem zu schreiben.

Die Wortführer dieser Bewegung, Dr. Emil Baer und Dr. Arthur Baur, gaben 1937 eine „ifüerig id Šwizer folchsšrift“ unter dem Titel „Šribed wien er reded!“ heraus, in der es hieß: „I ha färn (1936) mit em junge Sprochwüssešafter Arthur Baur z Züri die

Šriftreglen i de grundzüge gšafe gha, wo de profäser Dieth vo de Zürcher uniwärstät ums noüjor umen e grosi kumision fo profäsere, mundartšriftštelere, lehrere fon ale šuelštuefen und lüte, wo si sušt für die frogen inträsiered, us de ganze alimaniše Šwiz zämegrüeft zum ufštele fo regle, wo fo iez a selid zämtume gelte, won öper šwizerdüts šribt. I bin ou in die kumision inecho, und i sächs lange sizige händ mer do al die froge biroote. Em profäser Dieth si kumision iš i mängem punkt zum gliche šlus cho, wie mir zwe. Nume das är het welen ali lutliche eigeheite fon öuse hundred ortsdialekte i der šrift ustruke, und das got äbe nöd binere folchsšchrift.“

Man mache nun das Experiment und gebe diesen Text einem Welschschweizer zum Lesen. Er wird entsetzt ausrufen: „Quoi! Noch eine dritte deutsche Sprache!“ (Die erste Sprache wäre das übliche Schriftdeutsch, die zweite das bisherige Schweizerdeutsch, das sich doch mancher Welsche zähneknirschend angeeignet hat, wenigstens zum Sprechen, so daß er mit dem Schriftbild kaum zu tun hatte, und die dritte eben diese vorgeschlagene Volksschrift.) Das wäre die erste Wirkung des Baerschen Meisterwerkes gewesen. Die zweite Wirkung wäre das Hohngelächter des damaligen offiziellen Deutschlands gewesen: Wenn die Schweizer glaubten, sich mit diesem Wechselbalg von Sprache dem Zugriff unserer Wehrmacht entziehen zu können, so würden sie sich darin sehr getäuscht haben! Die dritte, auf lange Zeit hinaus berechnete Wirkung aber wäre der Ausschluß der deutschen Schweiz aus der deutschen Sprachgemeinschaft gewesen, und das hätte doch manchem Schweizer sehr weh getan, nachdem einmal der Nazispuk vorüber war.

Eine solche vereinheitlichte Nationalschrift würde aber auch der Vielfalt der ungefähr hundert ausgeprägten lokalen und kantonalen Dialekte hart ans Leben gehen und ihre Eigenart zerstören. Es würde gewissermaßen eine sprachliche Zentralisierung eintreten, und das ist auf allen Gebieten etwas, was die Schweizer mit Recht fürchten und wovor sie ein eingefleischtes Mißtrauen haben, sei es nun eine politische, wirtschaftliche oder auch „nur“ eine kulturelle Zentralisierung. Es würde dann für unsere vielen Dialekte, die freilich im allgemeinen, mit einigen Ausnahmen, keine Grammatik haben, eine normierte Einheitssprache kommen, die allerdings eine Grammatik hätte, nämlich das Meisterwerk von Emil Baer und Arthur Baur, aber dafür kein echtes Leben. Es entstünde eine „Helvetik“ der Sprache. Das wollen wir aber gar nicht. Das viel, vielleicht allzuviel zitierte Wort Gottfried Kellers aus den Zürcher Novellen wäre hier am Platze: „Wie kurzweilig ist es doch, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Zürcher und Berner, Unterwaldner

und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, sogar zweierlei Basler!“

Das Verhältnis der damals, in den dreißiger Jahren, vorgeschlagenen Einheitssprache zu den Dialekten könnte noch an dem Gleichnis der Kirche erläutert werden. Was hat es für einen Sinn, würden solche Unitarier sagen, daß in jedem Dorf, in jedem Weiler eine Kirche oder zwei stehen? Es genügt doch eine große und zentrale Kirche in der Hauptstadt; bei den heutigen Verkehrsverhältnissen wäre eine solche Organisation doch eine Kleinigkeit. Alle Pfarrer könnten auch von der Hauptstadt aus ihre seelsorgerische Tätigkeit zentralisiert ausüben. Das beschauliche Leben der vielen Landpfarrer, das nicht mehr in unsere moderne, nach Zentralisierung rufende Zeit paßt, hätte damit ein Ende. Sie drängen ja ohnehin aus mancherlei Gründen in die Stadt.

Aber in der Hauptsache geht es ja gar nicht um unsere Dialekte, die ja nur Sprachformen sind, sondern um die Sprache selbst, um das Deutsche. Das würde der Kuckuck „Folchsšchrift“ bald zum Neste hinausgedrückt haben; er würde sich füttern lassen, bis zuletzt nur noch er allein im Neste Platz hätte. Kuckuck! Kuckuck! tönt's aus dem Wald!

Die Schaffung einer vereinheitlichten Nationalschrift nach dem Muster von Emil Baer und Arthur Baur („Šribed wien er reded“) hätte, wie ich schon in früheren „Sprachspiegel“-Heften hervorgehoben habe, das gleiche Schicksal für die Beziehung zur gemeinsamen deutschen Muttersprache gehabt wie das Holländische vor vierhundert, fünfhundert Jahren. Aus der ursprünglichen Sprachform — die das Schweizerdeutsche heute noch ist und von der aus das Hochdeutsche noch mühelos erlernbar ist — entstände eine verhärtete Nationalsprache, die dann wirklich zur Fremdsprache gegenüber dem Deutschen würde, wie es die extremen Mundartfanatiker — nicht aber einfach die Mundartliebhaber — schon heute in bezug auf die deutsche Muttersprache behaupten.

Zum Glück war der Baerschen Sprachbewegung kein großer Erfolg beschieden. Sie machte zuerst einiges Aufsehen, schief aber mit der Zeit ein. Wenige Jahre darauf brach der Zweite Weltkrieg aus, und damit hatte man mit größeren Sorgen zu tun. Wir waren noch einmal davongekommen. *Eugen Teucher*

Wenn wir heute von der Bedrohung des Menschen durch die Technik mit ihren kaum mehr absehbaren Folgen sprechen, wenn die Verantwortlichen zum Schutz der Umwelt aufrufen, so müßte in einem gleichen Sinne nach einem Schutz unserer Sprache vor der Gefahr gerufen werden, die ihr von so vielen Seiten droht. *Otto Heuschele*